

Tops Tage 2013

„Die Kunst der Abdankung“

Über das Gehen, das Beenden und das Loslassen

Eine Gesellschaft, so der mexikanische Literaturnobelpreisträger Octavio Paz, kann man erst dann verstehen, wenn man weiß, wie sie mit Zeit umgeht und deren Individuen, so könnte man ergänzen, versteht man erst, wenn man sieht, wie sie anfangen und abschließen. Steht der Umgang mit Zeit für einen je spezifischen Gesellschaftsentwurf, so der mit Anfängen und Abschlüssen für individuelle Lebensentwürfe. Wir kennen alle die teils komisch, teils tragisch anzusehenden Attitüden mächtiger Personen (meist sind es Männer), die sich, nachdem sie ihre Einflussmöglichkeiten verloren haben, nur mehr durch Ersatzhandlungen am Leben halten. *„Ich gehe nicht leichten Herzens,“* hat der 87jährige erste Kanzler der Bundesrepublik einem Journalisten bei seinem Abschied gesagt (und es ist

anzunehmen, dass das eine für die Öffentlichkeit bestimmte Untertreibung war). Es ist bekannt, dass ADENAUER den Abschied vom Amt, den Entzug von Macht und Einfluss, nie wirklich überwunden hat. Er ist ein Beispiel für viele – auch für erheblich jüngere, die nach einem Ende (zum Beispiel ihres Arbeitslebens) nichts Neues mehr anfangen können, die das Leben – und das heißt: sich selbst – nicht mehr aushalten.

Verbreiteter als Politikerabschiede sind die vielen, nicht ganz so öffentlichkeitswirksamen Fälle, wo Erzieher nicht aufhören können zu erziehen, wo Lehrer nicht vom Lehren, Professoren nicht das Dozieren, Trainer nicht das Trainieren und Berater nicht das Beraten lassen können. Noch häufiger begegnet man Menschen, die permanent weiter lernen müssen, immer erzogen sein wollen, oder ihre soziale Umwelt mit besserwisserischen Erziehungsparolen belästigen. Die Psychoanalyse spricht in diesem Zusammenhang vom „Objektverlust“ und macht damit auf den Sachverhalt aufmerksam, dass die Trennung von Bindungen (Beziehungen) verunsichernde Folgen für die

Funktion und die Dynamik des Ich und der zwischenmenschlichen Kontakte hat.

Das kennen wir auch aus anderen Situationen. Mediziner und Psychologen sprechen von Verlustdepressionen, zu denen Umzugsdepressionen, Entwurzelungsdepressionen, ja sogar Beförderungsdepressionen bei beruflichem Aufstieg gehören.

Mit dem Ende von sozialen Prozessen ist immer auch die Lösung von An-Bindungen verknüpft. Das hat zur Folge, dass die durch Bindungen entwickelten Orientierungs- und Ordnungsmuster für die betroffenen Individuen gefährdet sind. Individuell unterschiedlich und verschieden stark reagieren die Betroffenen auf diesen Milieuverlust; so zum Beispiel mit Kummer, Angst, Protest. Generell: mit Abwehr.

Trauer

Zur Beschreibung dieser Reaktion auf Verluste in Trennungssituationen bemühen wir üblicherweise den Begriff der Trauer. Die Trauer ist die unverzichtbare Bedingung fürs

Loslassenkönnen, und sie ist auch die notwendige Bedingung für einen neuen Anfang. Sie ist **das** Medium, mit dem sich die Realität der Trennung produktiv bewältigen lässt. Wer nicht fertig macht, macht sich fertig. Paul Valery sprach in diesem Zusammenhang von Leuten, die bei einem Unfall sterben, weil sie ihren Regenschirm nicht loslassen können. Jede Beendigung einer Beziehung verursacht Störungen im Affekthaushalt der beteiligten Personen. Die Intensität dieser Störungen ist von der Tiefe der Beziehungen abhängig. Sigmund FREUD schreibt von der Notwendigkeit der Umstrukturierung der Libidoorganisation bei Objektverlusten (die in vielen Fällen Subjektverluste sind). In seinem für dieses Thema grundlegenden Text *Trauer und Melancholie* beschreibt er die psychische Arbeit der Umorganisation folgendermaßen:

„Die Realitätsprüfung hat gezeigt, dass das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erlässt nun die Aufforderung, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. Dagegen erhebt sich ein begreifliches Sträuben – es ist allgemein zu

beobachten, dass der Mensch eine Libido-Position nicht gern verlässt, selbst dann nicht, wenn ihm der Ersatz bereits winkt.“

FREUD's Formulierungen legen die Assoziation nahe, es handle sich bei der Umorganisation um eine kalte, gefühlsdistanzierte, kaufmännische Transaktion. In Wirklichkeit ist dieser Prozess ein emotional stark belastender und manchmal dramatisch verlaufender Vorgang. Trauer ist das „Verschmerzen eines Verlustes.“ Man muss – und dies ist der produktive Sinn von Trauer – mit dem, was verloren wird und verloren wurde, „fertig werden.“ Als „Trauerarbeit“ hat FREUD eine solche meist sehr anstrengende Leistung beschrieben. Deren Ziel ist es, dass die Trauernden „nach Vollendung der Trauerarbeit wieder frei und ungehemmt“ sind, dass sie die Realität, so wie sie sich darstellt, wahrnehmen und anerkennen, und dass sie wieder in der Lage sind, neue Beziehungen einzugehen und nicht die alten in den neuen suchen.

Werden die Abschiede, die Trennungen, die Verluste nicht „verschmerzt“, bleibt dieser Schmerz eingedickt zurück und

verstellt als seelischer Pfropfen den Zugang zu einer anderen Realität mit neuen Möglichkeiten. Das Zulassen-Können von Trauer, das „Traurig-sein-Dürfen“ ist eine notwendige und sinnvolle Voraussetzung für die produktive Verarbeitung von Schlusssituationen. Untersuchungen übers Nicht-traurig-sein-Können und Nicht-traurig-sein-Dürfen zeigen, dass es häufig Depressionen und andere psychische Störungen sind, die als Folgen veränderter Trauer bei den betroffenen Individuen auftreten. So rächen sich schließlich jene Gefühle, die verboten wurden und die man sich selbst verbietet. Die Realität und deren Wahrnehmung bleiben nach „hinten“ gerichtet, die notwendige Ablösung misslingt, das Subjekt bleibt in sich selbst, in seiner Phantasie, in seinen Wünschen gefangen und verfangen.

Zeremonien des Abschieds

Dass Schlusssituationen mit ihren Trennungen, Abschieden, Ablösungen und Abbrüchen problembelastet sind, liegt nicht zuletzt an den gesellschaftlich heute nicht mehr bereitgestellten sozial abgesicherten Räumen, die für eine „Zeremonie des

Abschiedes“ (SIMONE DE BEAUVOIR) notwendig wären. Traurig zu sehen, wie wir trauern, oder deutlicher: wie wir es nicht mehr können, das Trauern. Eine differenzierte, ehemals in den Lebensrhythmus integrierte Trauerkultur gibt es nur noch rudimentär. Unser Trauer- und Abschiedswortschatz ist auf einige wenige, abgegriffene und gestanzte Wendungen beschränkt, die immer wieder hilflos hin und her gewendet werden. Die Mittel der Tröstung sind mit zunehmender Unfähigkeit, traurig zu sein und traurig sein zu dürfen, abhanden gekommen. Wir erschrecken über weinende Menschen. Sehen wir sie in der Öffentlichkeit, gehen wir ihnen aus dem Wege. Der große Bogen um die Trauer ist uns zur Routine geworden. Selbst hilflos, sind wir zur Hilfe kaum mehr fähig. Profitorientierte Unternehmen müssen die notwendigen Ersatzleistungen für das übernehmen, was ehemals Individuen und intakte soziale Gemeinschaften leisten konnten: Trauerhilfe nämlich. Unsere Enden – und das der anderen – verdrängen wir aus dem Leben. Wir begreifen in dieser unserer „subito-presto-Zivilisation“ das Schlussmachen nicht mehr länger

als einen Teil des Lebens. Der Schluss ist für eine Gesellschaft, die vom ökonomischen Beschleunigungsdruck gedrängt, alles und jedes zum Klistier und das Vorwärtsschreiten zum Fetisch macht – und dabei schon lange nicht mehr schreitet, sondern rast – etwas Lästiges, Unangenehmes, Unbedeutendes. Als Kinogänger erlebt man es sinnlich: Die Eingänge unserer Lichtspieltheater sind pompös ausgestattet, der Ausgang erfolgt über die Hintertreppe. Die Welt des Wachstumsfetischismus, des Dauerinnovationsdrucks, der Hochgeschwindigkeitsbeschleunigung, die des porenlosen Fortschreitens das längst zum Fortrennen wurde, kennt kein Innehalten, kein Rasten, kein Verweilen mehr. Altes wird nahtlos durch Neues ersetzt. Das Leben muss auf Dehnungsfugen verzichten und ohne feste Strukturen auskommen. Wer innehält, verpasst den Zug der Zeit. Die unaufhaltsame, alles verflüssigende Dynamik des Kapitalismus zerstört alles Stabile, Beständige und Dauerhafte. Der Kapitalismus kennt nur das Immerweitemachen und er kennt Problemlösungen nur in eine

Richtung, in Richtung Expansion. Aktivität ohne Ende und ohne Ziel, für Sisyphos noch eine Strafe, ist dem Kapitalismus zum Betriebssystem geworden. Es ist die strenge Aufforderung des Louvrepersonals an die Bewunderer der Mona Lisa: „Weitergehen, bitte weitergehen, nicht stehen bleiben“ die das Nonstop-Diktat unserer Gesellschaft ausplaudern, dessen mephistotelisches Motto: „Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt,“ Faust-Kennern bekannt sein dürfte.

Mobilität und Flexibilität, die kategorischen Imperative der Erfolgreichen, verflüssigen das Anfangen und das Abschließen. Diese werden über-flüssig. Es ist die Zeit der großen „End-Ausscheidung.“ Wir haben 'zwar alle immerzu Termine, aber wir nehmen sie nicht wirklich ernst: „Terminare“ heißt nämlich beenden, abschließen, abgrenzen. Genau dies tun wir **nicht** mit unseren Terminen. Indem wir einen an den anderen hängen, verlieren wir die Abschlüsse. Nichts darf mehr altern, keine Gebäude, keine Bücher, keine Menschen. Was alt ist, wird verramscht. Wir überholen dauernd. Alles wird renoviert.

Novitäten dominieren den Markt, und die Kosmetikindustrie und die Schönheitschirurgie bemühen sich in eigenem Interesse um die Nachbesserung derer, die mit ihrer Normalnatur nicht zufrieden sind. Vor lauter Geschäftigkeit fehlt uns die Zeit zum Abschiednehmen, zum Erinnern und Verarbeiten. Tagtäglich sehen wir uns gezwungen, mehr Trennungsenergien zu aktivieren, als wir in der Lage sind. Zu viel mehr als zum Sortieren des Mülls scheinen sie aber nicht auszureichen.

Die neuen Technologien und ihr Funktionsprinzip des Non-stop verhindern und verunmöglichen in wachsendem Ausmaß die Erfahrungen von Dauer, von Reife und Vollendung. Ohne Dauer, Reife und Vollendung aber gibt es auch kein Anfangen und kein Beenden mehr, es bleibt nur mehr das Ab- und Einschalten, das Aus- und Einsteigen, oder – wie beim Umgang mit den neuen Informationstechnologien üblich – das Löschen, das das aktive Vergessen durch Schlussrituale ersetzt. Die Programmverantwortlichen unserer Fernsehsender machen's vor: Sie setzen schon seit einiger Zeit nicht mehr darauf, dass die

Zuschauer eine Sendung von Anfang bis Ende verfolgen. Sie kalkulieren von vorneherein damit, dass die Zuschauer beim geringsten Spannungsabfall auf einen anderen Sender umschalten. Das Muster macht Schule, alle sind immerzu auf dem Sprung, immer irgendwie und irgendwo unterwegs. Dabei verlieren wir jedoch jene Distanz zu uns und unserer Umwelt, die sich im bewussten Beginnen und Beenden ihren Ausdruck verschafft. Zunehmend verlieren wir jenen langen Blick auf die Dinge und die Entwicklungen, der nach dem Anfang auch das Ende mitbekommt, und da uns immer öfters etwas dazwischenkommt, büßen wir auch die immer mehr unsere Fähigkeit ein, einen einmal gefassten Gedanken zu Ende zu bringen. Der Texaner Jack Vroom hat daraus die einzig richtige Konsequenz gezogen und sich bei American Airlines für eine halbe Million Dollar ein lebenslang gültiges Flugticket gekauft. Er fliegt seitdem um die Welt, ohne Ziel und ohne irgendwo wirklich anzukommen, um nirgendwo wieder Abschied nehmen zu müssen.

Nie mehr „game over“

Die Kultur der Endlichkeit geht ihrem Ende entgegen. Die Pausenlosigkeit ist längst zum Ideal geworden, das „Non-stop“ zum Merkmal der verschärften Moderne. Wir kultivieren die Illusionen eines end-losen Fortgangs unseres Lebens und setzen hierdurch einen geschäftlich profitablen neuen Glauben an die Stelle eines verloren gegangenen alten, den ans Ewige Leben nach dem Tod. Wer nicht mehr auf den Himmel hofft, kann das irdische Leben nicht loslassen, es nicht „genug“ sein lassen. Der neue Glaube aber ist nur mehr eine beliebig manipulierbare Illusion, die uns der Kapitalismus als unbegrenzte Offenheit und nicht enden wollendes Wachstum an Gütern und Geld aufdrängt. Der dafür zu zahlende Preis heißt ewige Unsicherheit, ständige Bewegung und permanente Ruhelosigkeit. „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht...“ die längst eingetretene Voraussage eines Weitsichtigen, den man meinte mit der Mauer gleich mit entsorgen zu müssen.

In Wirklichkeit aber wäre ein Leben ohne Tod, ohne Schlüsse die Hölle. Alles wäre in der Schwebe, alles korrigierbar, alles gleich

gültig, gleich wichtig, wir befänden uns in ständigem Transit, wären zugleich Opfer und Täter einer fortlaufenden nicht enden wollenden Transformation. „Alles,“ klagt Imre Kertesz, „geht weiter, nur irgendwie matter, wenn auch unverblümt.“ Erst im Bewusstsein des begonnenen und abgeschlossenen Einmaligen, der Unwiederholbarkeit kann man dem Leben einen besonderen, einen spezifischen Charakter und Geschmack verleihen und ihm einen Sinn geben. „Genug ist nicht genug“ – so heißt die Einladung zum Burnout. Die Natur – und der Mensch zählt, trotz gegenteiliger Meldungen, immer noch dazu - kennt sehr wohl ein „genug.“ Die Bäume wachsen nun mal nicht in den Himmel, ganz im Gegensatz zu den Träumen der richtungslosen, wachstumsideologisch gefesselten Nonstopgesellschaft.

Unübersehbar die Verluste und die Probleme die uns unser heutiges Dasein auf dem Schwebebalken beschert und aufbürdet. Längst hat man dem großen Gegenspieler des menschlichen Glücks, dem maßlosen und endlosen Begehren das Feld überlassen. Der „alte“ Glaube, der dabei drauf ging, hielt für

Anfänge und Abschiede eine stattliche Zahl individueller und sozialer Verarbeitungsmöglichkeiten bereit, die Freude, Trauer und Trost zuließen und förderten. In einer längst überhitzten, überdrehten und von Einzelinteressen angefressenen Gesellschaft gelingt die affektive Besiedelung der Zeiträume des Anfangens, der Übergangs und des Beendens immer weniger: Dort wird nur noch gecheckt und abgehakt, und mit einer Inbrunst aufs Tempo gedrückt, dass man den Eindruck bekommt, die kollektive Flucht vor dem Ende, dem Tod, sei der letzte Kitt, der die Menschen sozial noch vereint. Wo Maße nicht mehr verbindlich, Kriterien des „genug“ nur mehr ökonomisch bedrohlich sind, wird Unschlüssigkeit zum Programm eines ebenso vergeblichen wie nutzlosen Kampfes um immer mehr. *„Ich muss jetzt Schluss machen“*, lautet die vorgetäuschte Pflicht, die doch nur die Unfähigkeit verdecken soll, ein Gespräch sinnvoll beenden zu können. „Game over“ heißt die Botschaft, die in postmoderner Umgebung den Abschied ersetzt. Eine zu existentieller Flachheit animierende Illusion in Richtung Unsterblichkeit. Selbst nicht

mehr fähig und auch nicht mehr willens ein „genug“ zu akzeptieren, brauchen wir Navigationsgeräte, die uns sagen, was sonst niemand mehr tut: „Sie haben ihr Ziel erreicht.“

Hugo von HOFFMANNSTHAL hat eindringlich daran erinnert: „*Die Kunst zu enden – wer das kann, kann alles.*“ Wie aber könnte diese Kunst aussehen? Wenn wir nicht immer nur nach vorne blicken würden bräuchten wir sie nicht neu zu entdecken, wir könnten sie zumindest fragmentarisch, in unserer Geschichte finden.

Die Kunst der Abdankung

Für eine gelungene Kunst der Abdankung existieren nur wenige Vorbilder. In der Geschichte der Bundesrepublik gab es keinen Kanzler, der freiwillig gegangen wäre. Abschiede von Mächtigen kennen wir heute fast ausschließlich im Zusammenhang mit Niederlagen. Das macht sie nicht gerade attraktiv. Deshalb auch wird das, was den Wortsinn des Begriffs „Abdanken“ ausmacht, das Danksagen für geleistete Dienste, selten oder gar nicht

inszeniert. Vielleicht weil Abdankung immer auch Verzicht ist, Verzicht von Macht, Einfluss und formal abgesicherte Vorteile und vielfach auch Verzicht auf Geld und Güter. Die Tugend des Verzichtes, die weltliche Form der Askese, irritiert und konfrontiert eine Gesellschaft die das so goldene wie maßlose Kalb des Geld- und Güterwachstums zum Gegenstand der Anbetung macht. Doch, so Goethe in seinem Wilhelm Meister, „man verliert nicht immer, wenn man entbehrt.“

Die Kunst der Abdankung, die Kunst des Loslassens hat, man kann es nicht oft genug bedauern, kaum Vorbilder an denen man sich orientieren könnte. Jene, denen es gelang, wirklich loszulassen, und die das als einen Akt der Befreiung kommuniziert haben, diejenigen hat man ihrer möglichen Nachahmer- und Vorbildwirkung durch die Strategie der Erhöhung beraubt. Man hat sie flugs zu Quasi-Heiligen, zu legendären Figuren erhoben. Wäre da noch Platz im überfüllten christlich-katholischen Heiligenkalender, dann hätte man für KARL V., die Galionsfigur aller Abdanker, dort sicherlich noch

einen Tag gefunden. Dass er sich nach seiner Abdankung zwar nicht in ein Kloster, wie gerne überliefert, doch zumindest in ein Schloss am Rande eines Klosters zurückzog, macht die Aussicht auf einen freiwerdenden Platz unter den Heiligen noch etwas wahrscheinlicher. Dass es KARL V. ist, der stets als erster genannt wird, wenn es ums Abdanken geht, entbehrt jedoch nicht einer gewissen Ironie. Er nämlich war es, der mit seinem Wahlspruch „plus ultra“ („darüber hinaus“) als herrschaftlicher Erfinder des Fortschrittshandelns gelten kann. Also jenem Denken und Tun, dem wir es zu „verdanken“ haben, dass wir uns heute so schwer mit Abschieden tun. Ihm aber ist gelungen, was wir bräuchten, uns von der Abschiedslosigkeit zu verabschieden.

Man muss, wenn's um das Schlussmachen, das Abdanken geht, sich nicht unbedingt die demonstrativen Handlungen KARL's zum Vorbild nehmen. Ohne Schloss oder Kloster als Ort des Rückzugs geht's auch. Ich empfehle, auch weil es bescheidener und daher glaubwürdiger ist, eher das Beispiel FERNANDO PESSOAS, des großen portugiesischen Schriftstellers des 20. Jahrhunderts. Er hat

sein ganzes Leben der Kunst der Abdankung gewidmet. Der 1888 geborene PESSOA hat während seines ganzen Schriftstellerlebens, das in eine Zeit fiel, als man noch Briefe schrieb und wenn's schnell gehen sollte, Telegramme verschickte, fast nichts veröffentlicht. Sein schmales Einkommen verschaffte er sich durch die untergeordnete Position eines Handelskorrespondenten. 27.000 Manuskriptseiten umfasste sein Nachlass. Darunter auch ein Text zur Ästhetik der Abdankung.

„Sich abfinden heißt sich unterwerfen, und siegen heißt sich abfinden, besiegt werden. Deshalb ist jeder Sieg eine Grobheit. Die Sieger verlieren immer alle Eigenschaften der Unzufriedenheit mit der Gegenwart, die sie zu dem Kampf antrieben, der ihnen den Sieg verschaffte. Sie sind zufriedengestellt, und zufriedengestellt kann nur derjenige sein, der sich abfindet, der nicht die Mentalität des Siegers hat. Es siegt nur, wer niemals sein Ziel erreicht“ (PESSOA zit. nach MAYER S. 123).

Das aber ist unendlich schwierig. Nur ganz wenigen gelingt es, was Pessoa empfiehlt - im Vollbesitz geistiger und körperlicher Kräfte schlicht „ade“ zu sagen, um entspannt und materiell gut versorgt, um lebensfroh und lebenssatt den Feierabend des eigenen Daseins selbst einzuläuten. Dann nämlich bleibt einem das Schicksal des 1471 verstorbenen letzten Stargarder Herzogs erspart, der auf seinem Sterbett klagte: „Oh Gott, wie ist man gerannt für vier Bretter und ein Laken.“

Man muss Schluss machen, damit andere endlich anfangen können und damit man selbst wieder anfangen kann. Das Ende ist, so gesehen, der Anfang von der anderen Seite. Denn würden wir nicht Schlussmachen, wüssten wir nicht, dass wir einmal angefangen haben, so wie wir ja auch nicht wüssten was Licht ist, wenn es keine Dunkelheit gäbe.

Ich komme zum Schluss – und gäbe es diesen nicht, würde ich niemals fertig – was mich echt fertig machen würde.

